

Erwachen, anderswo

Und plötzlich befindest du dich auf einer Demenzstation, hast nicht die geringste Ahnung, was du da sollst. Es sei eben auf die Schnelle kein anderer Platz zu finden gewesen, heißt es. Du aber befürchtest andere Gründe. Vielleicht haben sie dir nicht alles gesagt, vielleicht halten sie dich deshalb für einen Idioten, weil du so langsam sprichst, so gedehnt, weil es immer noch eine Zeit dauert, bis du deine Sätze im Kopf vorformuliert hast, ehe sie dann gemächlich zur Aussprache kommen. Du bist sicher, es ist der falsche Ort, das können sie mit dir nicht machen. Das Personal beruhigt dich. Sie müssen keine Angst haben, Herr Sonderberg, die tun keinem etwas, die sind bloß verwirrt, ignorieren Sie's einfach.

Hockst nun in diesem gottverdammten Rollstuhl herum. Tag für Tag. Ein langgestreckter Flur mit Tischen und Stühlen dient als Aufenthaltsraum. Ist gewissermaßen Ess- und Wohnzimmer zugleich. Um dich herum Leblosigkeit, Schwachsinn, Geschrei. Ausgeschlossen, eingesperrt. Draußen duftet der Frühling, du weißt schon lange nicht mehr, wie frische Luft riecht. Dafür kennst du die Gerüche des Alters mittlerweile ganz gut, diese säuerlichen Ausdünstungen, die scharfen Urindüfte, manchmal auch riecht es nach einem wie zu Staub zermahlenen Leben, vermischt mit dem süßfaulen Gestank schon beginnender Verwesung.

Es ist klar, dass du nur noch den Wunsch hast, so schnell wie nur möglich hier raus zu kommen. Einmal hast du eine gewisse Frau Strittmatter, der du fälschlicherweise lichte Momente zutrautest, gebeten, dich nach unten zu bringen, die Heimleiterin hat euch an der Pforte abgefangen und dann vermutlich »Weglauftendenz« in die Akte geschrieben. Was bedeutet: ein Aufenthalt in Aufzugsnähe ist tabu. Du hast an deinem Platz wie angenagelt sitzen zu bleiben, neben dem sich zu Tode schweigenden Herrn Wagenseil, der sich in der

Betrachtung eines dunklen Flecks an der Wand verloren hat, um nicht zu sagen darin verschwunden ist.

Aber ich kann schreiben! Wenigstens das. Wort für Wort erscheint inzwischen verlässlich und lesbar auf dem weißen Papier. Es ist wie ein zu erlernendes Gehen, behutsam und wohlbedacht wird ein Fuß vor den anderen gesetzt. Wort für Wort. Bis sich eine Wortstraße zum begehbaren Satz gebildet hat. Und dann wieder: Wort für Wort. So wird auch der Eindruck einer Bewegung erzeugt, so kommst du weiter, wenngleich du auch noch nicht weißt, wohin.

Trainieren Sie die gestörte Feinmotorik mit Knetmasse oder mit einem Gummibällchen, hatte der Arzt empfohlen. Sie können meinerwegen auch Buchstaben malen, das hilft, das finden Sie schon selber heraus. Ich hatte mich fürs Buchstabenmalen entschieden, und aus diesem sind nach und nach lesbare Sätze entstanden. Also schreibe ich jetzt, Tag für Tag, schreibe gegen die Gefahr der Verblödung an, schreibe mich ins Wahrnehmen hinein, dass ich vor allem mich selbst nicht aus den Augen verliere, dass ich, aufschreibend, spüre: Du lebst noch, du lässt es nicht zu, ins Sprachlose abgeschoben zu werden.

Die Kulturnachrichten vermerkten: Sonderberg erleidet schweren Schlaganfall. Er fällt für den Rest der Spielzeit aus. Der Intendant: Ein herber Verlust. Wir wünschen ihm von dieser Stelle aus baldige Genesung.

Ich stelle mir vor: Diese Nachricht hat es gegeben. Es muss sie einfach gegeben haben. Aber ich weiß es nicht.

Ich schreibe. Manchmal aus Wut und Resignation zugleich. Was soll das? Ich fülle, schreibend, die Zeit. Es spielt keine

Rolle, was ich schreibe, es ist mein Gehen geworden, es beweist mir, ich kann denken, ich kann mich vielleicht sogar aus diesen Mauern herausschreiben, denn ich muss hier raus, egal wie –

Vierzehn Uhr dreißig, täglich: Eine Schwester namens Ingrid kommt mit zwei Hilfskräften die Tische decken. Kaffeezeit. Herr Sonderberg schreibt und schreibt, meine Güte, was schreiben Sie denn da, Herr Sonderberg, Ihre Memoiren vielleicht?

Schwester Ingrid lacht und stellt Kaffeetasse und Kuchenteller direkt auf meine Kladder, befiehlt: Jetzt wollen wir Kaffee trinken und einen guten Kuchen essen, nicht wahr, Herr Sonderberg.

Unter anderen Umständen, früher, als er noch der Sonderberg gewesen war, hätte weder jemand so mit ihm gesprochen noch hätte er sich diesen infantilen Befehlston gefallen lassen. Jetzt nickt er bloß. Gottergeben. So sieht das wenigstens aus, in Wahrheit aber herrscht in ihm ein mächtiges Aufbegehren, das er nur nicht schlagfertig zum Ausdruck bringen kann, weil es zu lange dauert, ehe sich die passenden Worte in seinem Kopf versammelt haben, im Schneckentempo kriechen sie daher, und wenn sie endlich aussprechbar wären, ist die Situation, für die sie gedacht waren, schon vorbei.

Herr Wagenseil sperrt den Mund auf. Er ist gewillt, ein Stück Kuchen zu essen.

So ist es brav, Herr Wagenseil.

Schwester Ingrid, vielleicht Mitte dreißig, dunkelhaarig, grellrot lackierte Finger- und Zehennägel, mit Modeschmuck behängt, trägt stets einen etwas zu kurzen weißen Kittel und wirkt wie aus einer billigen Krankenhausserie entsprungen. Wer weiß, vielleicht hofft sie gar auf eine solche Rolle, wie eine Altenpflegerin sieht sie jedenfalls nicht aus. Vielleicht ist sie geschieden und hat auf die Schnelle keine andere Arbeit

gefunden, diese hier ist bestimmt nicht ihr Fall. Sie mag diese schlürfenden und sabbernden Alten nicht, was man unter anderem daran merkt, dass sie mit jedem im Befehlston verkehrt oder mit einem spricht, als habe sie es mit einem kleinen, ungehorsamen Kind zu tun, das sowieso von nichts eine Ahnung hat. Wer nicht essen will, hat gehabt. Dem nimmt sie eben den Teller weg. Bis er schön »Bitte!« sagt, dann lässt sie sich vielleicht wieder erweichen.

Überdies scheint sie es darauf angelegt zu haben, uns mit ihrer schier hysterisch zur Schau gestellten Jugendlichkeit zu schockieren, wenn nicht gar zu beleidigen, vielleicht gebraucht sie ihre kosmetisch aufgepeppte Jugend auch wie ein Medikament zur Verschleierung des eigenen Alterns. Sie findet sich äußerst attraktiv, denke ich, ja, furchtbar schön findet sie sich, nur weiß ich nicht, was ihr das einbringt bei all den Wahrnehmungstoten hier, die sie doch gar nicht zur Kenntnis nehmen, die doch längst entflohen sind in andere Welten und ihre Körper zurückgelassen haben. Körper, die nur eine Last sind, Körper, die langsam zerfallen.

(Jetzt, in so einem Moment, wo das Pflegepersonal beschäftigt ist mit der Fütterung der Erstarren, in so einem Moment sollte es möglich sein, sich davonzumachen. Irgendwie. Mit einem elektrischen Rollstuhl könnte es klappen. Draußen jedenfalls könntest du deine Sache besser vertreten als hier, wo einem die meisten Kommunikationsmittel entzogen sind oder streng kontrolliert werden; telefonieren kannst du nur im Schwesternzimmer, immer befindet sich jemand in deiner Nähe.)

Inzwischen beschwöre ich weiter das Schreiben, diesen buchstäblich eröffneten Fluchtkanal. Immerhin spüre ich, wie die Worte mich beleben, wie sie mir Atem geben und Kraft, ich habe nicht vor, hier sang- und klanglos zu verglühen.

Aufschreibend verflüssige ich diese klebrige Zeit, die wir tag-ein tagaus in diesem Flur verbringen. Es geschieht nichts. Du weißt heute schon, was morgen, übermorgen, was in einem Jahr sein wird, so du mit medizinischer Gewalt gezwungen wirst, weiter zu leben. Über dich bestimmt nur der mehr oder weniger defekte Leib. Du bist, mehr oder weniger stillschweigend aus der Welt geschafft worden, du starrst oder dämmerst vor dich hin, du atmest dich mitunter qualvoll durch die Tage, du kannst deinen Atem nicht verhindern, du sträubst dich vergeblich gegen das Einatmen, welches wiederum das Ausatmen erzwingt, du wartest, das ist immer klar, auf den Tod, nur der Tod, denkst du, kann dir die Freiheit zurückgeben, der Tod ist ein dich immer erleichternder, weil erlösender Gedanke.

Schau hin, wenn du dich traust:

So sieht das dahinschleichende Ende aus, wenn du Pech hast. Wer will das wahrhaben? Ich nicht, und du erst recht nicht.

Siehst du diese etwas dunkelhäutige, dicke Frau, die abseits sitzt, an der Wand, in einem großen Rollstuhl? Eine Türkin, nicht viel älter als ich, Anfang Siebzig vielleicht, könnte sein. Ihren Namen habe ich noch nie gehört, auch vom Personal nicht, sie wird sozusagen wortlos versorgt, ist sie taub? Warum wird sie nie zu uns geschoben, an die Tische? Sie scheint gelähmt, ein Unfall? Eine ruhige, gütige Frau muss sie gewesen sein, eine typische türkische Mutter, stelle ich mir vor. Eine Frau und Mutter und Großmutter, umgeben von einer großen Familie, Töchter, Söhne, Enkel, Mann und sie das Zentrum. Die Mitte. Die immerzu beschwichtigende, problemlösende, vermittelnde Mitte. Sie hat viel gearbeitet, das sieht man den

Händen an, dieser rissigen, zerarbeiteten Haut. Jetzt liegen diese Hände ruhig im Schoß. Sie sitzt da, wie an den Rollstuhl montiert. Dort, in ihrem Abseits, nimmt sie stumm ihre Mahlzeiten ein, beziehungsweise lässt sich füttern. Aus immerzu freundlichen, dunklen Augen schaut sie einen an, sobald man sie anschaut. Sie lächelt, kann ein leises Kopfnicken andeuten, das ist ein Gruß. Sobald ich von meinen Notizen auf- und zu ihr hinüberschaue, lächelt sie. Und nickt. Als wolle sie sagen, sie habe verstanden. Ihr sei die Verzweiflung, aus der heraus ich die Blätter beschreibe, nicht fremd. Ihr entgeht nichts, da bin ich mir sicher. Zweimal hat sie bislang Besuch bekommen, Töchter und Söhne wahrscheinlich, ihren Mann konnte ich nicht entdecken.

Der ansonsten so tote Raum sah sich plötzlich belebt, war bis an die Ränder mit Leben gefüllt. Ihre Familie saß oder stand um sie herum, alle redeten permanent auf sie ein, erzählten vielleicht von dem Leben draußen, was sich alles ereignet hätte inzwischen, was alles die Besuchte überaus traurig zu machen schien, das war schon seltsam. Je mehr ihre Besucher redeten, desto heftiger weinte sie, ein lautloses Weinen ohne Körperbewegung, ihr rannen einfach die Tränenbäche aus den dunklen Augen, und ich konnte das nicht verstehen. Bei dem zweiten Besuch ihrer Kinder löste sich das Rätsel ihrer vermuteten Stummheit auf, indem sie, urplötzlich, doch zu reden begann, was heißt reden? Durch den Schlag offenbar im Sprachzentrum getroffen, beherrschte sie nur noch eine Silbe: »da«, in der sie alles zu schildern versuchte, ihre Gefühle, ihr Dasein, ihre Erschütterung, was weiß ich, »da«, kam es immer wieder aus ihr heraus, alles wurde in dieses »da« hineingelegt, Bejahung, Verneinung, Freude und Trauer, aber auch Verzweiflung und Wut, die sie, plötzlich zu anschwellend hohen, schrillen Tönen findend, in einem regelrechten Stakkato auszudrücken vermochte: »da-da-da-da-da« oder »dadadadada«.

wie Feuerstöße aus einem Maschinengewehr, alles in allem, so vermutete ich, der hilflose Ausdruck eines Wunsches, einer Bitte, besser gesagt, an ihre Familie gerichtet, diese möge sie wegholen von hier, heim.

Doch die Kinder gingen wieder und ließen sie zurück. Eigenartigerweise änderte sich ihr Gesichtsausdruck nach einem letzten Aufseufzen sofort wieder ins Freundliche, mir nun schon Bekannte: Sie nickte mir zu, um die Augen ein Lächeln. Mit der Kinnspitze wies sie auf meine Notizen, als wolle sie sagen: Schreiben Sie's auf. Sie schaffen es, schien sie mir sagen zu wollen, Sie sind noch bei gutem Verstand, Sie kommen hier wieder raus, und dann nehmen Sie all die Beobachtungen mit und erzählen diese draußen, in der anderen Welt.

Ich widersprach innerlich.

Wie soll ich Geschichten von Leuten erzählen, die das Reden längst aufgegeben haben, wenn nicht sogar durch anhaltendes Schweigen verlernt. Oder mit der Zunge in schlecht sitzenden Gebissen hängenbleiben, dass kein Mensch sie versteht. Oder sich bisweilen, wenn sie erregt sind, räuspern, immer nur räuspern, was nichts anderes ist als ein verstümmeltes Reden, ein Reden, das sich nicht heraustaut, weil sich der Redenwollende nichts mehr zutraut, weil er weiß, er findet sowieso kein Gehör, er wird nicht verstanden.

Das Personal kennt die biografischen Daten eines jeden einzelnen, kennt Alter, Beruf, Familienstand, weiß, wo die Angehörigen zu erreichen sind, weiß um die Krankheiten, die früheren Interessen, Kasse, privat oder gesetzlich? Sozialfall? Die Fragebögen werden normalerweise den Angehörigen ausgehändigt, der Abgeschobene weiß nichts davon. Sie müssen das selber ausfüllen, ist mir gesagt worden, es ist ja kein Angehöriger da, der das tun könnte für Sie. Dort die alles entlarvende Frage: Wofür hat sich Ihr Angehöriger Vater / Mutter / Schwester / Tante zu Lebzeiten interessiert? Hobbys?